

220
13

Aus der Geschichte der Gemeinde Erinnerungen an die Judengasse

Von Michael M. Mains

Sonderdruck
aus dem Gemeindeblatt der Israel. Gemeinde
Nr. 6 / Februar 1925

Sept =
734

✓

Ffms K 2/964



... Gehen wir der Bornheimerstraße, jetzt Börnesträße, entlang, so treffen wir am Eingang der alten Judengasse auf zwei Kaffeehäuser, die zugleich die Wirtshäuser der Gasse bilden. Hier entwickelte sich der Trödelhandel im großen Maße. Es war der richtige Trödelmarkt, wo sich Käufer und Verkäufer trafen. Der Geschäftsgeist der Juden wurde ja durch die Intoleranz in so enge Schranken getrieben, daß der ganze Handel, soweit er sich nach außen ausbreiten konnte, nur im Trödeln bestand. An die Pfosten des Ghettos pochte ja nur derjenige, der für den Rest seiner Habe bei dem Juden noch den höchsten Preis zu erhalten glaubte oder der kleine Handwerker, der für seine wenigen erübrigten Kreuzer seine nötigsten Kleidungsstücke billig zu erwerben glaubte. Daß im Gedränge des Handels gar manche betrübte Seele stand, welche von zu Hause fortgegangen, um das Glück auf dem Marktplatz zu suchen, ist selbstverständlich, und so fanden sich unter denselben Leute, die als Gelehrte der Nachwelt mehr Nutzen brachten, als sie vermochten sich die wenigen Pfennige zum Lebensunterhalt ihrer Familie zu verschaffen. Wir sehen täglich an dem Cafe Hecht den nun so berühmten sel. Wolf Heidenheim so sorgenvoll stehen, jenen Mann, der es verstanden, die schönste Druckerschwärze zu bereiten, den Büchern eine angenehme zierliche Form zu geben und die jüdischen Gebetbücher mit einem Kommentar zu versehen, dessen Geist heute noch alle Andächtigen entzückt. Die ersten Heidenheim'schen Gebetbücher werden zu den höchsten Preisen immer noch gekauft, und die jetzige Buchdruckerkunst bemüht sich erfolglos, trotz ihr zur Verfügung stehender Maschinen dem nachzueifern, was der damals unbeachtete Mann mit seinen geringen Mitteln fertigzustellen vermochte. Treten wir einige Schritte weiter in die Judengasse, so finden wir an den Häusern entlang Verkaufsläden mit Auslagen auf Tischen oder heruntergelassenen Läden, ähnlich wie die Meßbuden uns solche zeigen. Meistens Frauen besorgen das Ladengeschäft, bieten mit Kennerblick allen vermutlichen Käufern ihre Waren an, während sich die Männer dem Handwerk hingeben. Wir sehen gleich am Eingang eine bekannte Arbeiterfigur, den alten Wolf Hahn, einen Onkel der Gründer der Firmen L. H. Hahn und J. J. Weillner Söhne. Trotzdem er sein Handwerk nicht in der ersten Schuhmacher-Akademie erlernt hatte, wußte er es doch sehr produktiv zu gestalten, und man schwor in der Gasse nicht höher als auf Wolf Hahns Stiefel. Gegenüber mündete das so genannte Judenbrückchen, jetzt Einhorngasse, ein, und da hier der Verkehr vergrößert war, so boten dort auf kleinen Tischen mehrere Verkäuferinnen ihre gefotzten Eier, Offenbacher Würste, andere ihre gebratene Süße, Salzgurken oder Hartekuchenplätzchen feil. Den letzten Artikel wußte man vorzüglich in traditioneller Weise zuzubereiten, und Familienmitglieder des Hauses Rothschild erinnerten sich beim Besuch des alten Stammhauses gerne der köstlichen Leckerbissen, welche ihnen die gute Großmutter Gutle (Gudula) bei ihrem Be-

suche aus dem kleinen Wandschrank im Zimmer herausholte. Hier sehen wir auch täglich, wie der große Finanzmann Anselm von Rothschild beim Einstiegen in seinen Wagen, auf welchem neben dem Kutscher ein stattlicher Jäger mit wallendem Fieberbusch als Diener saß, sich selbst die den Wagen umringenden armen Leute ansah, ihnen die Sechsbägnier zuwarf und mit seinen treuen Augen mit Kennerblick bis tief in die Herzen schaute. Während er die Eindringlinge zur Ruhe mahnte, prüfte er genau, ob er nicht wirklich mit einigen Geldstücken dem einen oder dem andern Helfer werden könnte. Oft sandte er nochmals nachmittags seinen Kammerdiener in die Häuser der Armen, um sich zu überzeugen, ob er den Leuten nicht zu wenig gegeben habe. Eines Tages wurde dem Baron berichtet, daß eine Familie, die bessere Tage gesehen, in Not geraten; es war kurz vor einem Feiertage, sofort schickte er seinen Kammerdiener zu der Familie, um ihr einen Brabanter zu übergeben. Vergerlich kam der Diener wegen der unnötigen Aufregung des Barons zurück und sagte: „Die Leute sind nicht so arm, die haben schon eine gebratene Gans für die Feiertage bereit.“ „Eile Dich, bringe den Leuten noch einen Brabanter, denn Leute, die gewohnt waren so zu leben, kommen mit einem Brabanter nicht aus,“ war die Antwort des edlen Mannes.

An der Einhorngasse (Judenbrückchen) bildete die Gasse eine Ecke; hier hatte sich ein Tröbder und Antiquar niedergelassen und bot mit lauter Stimme seine Ware feil. Der Mann konnte nicht ahnen, daß nach verhältnismäßig nicht zu langer Zeit der Kunstsin seiner Enkel ihnen eine so einflußreiche, fast dominierende Stellung für Kunstgegenstände und Altertümer an den ersten Museen und größten Höfen der Welt verschaffen würde, wie es in Wirklichkeit geworden ist. Biegen wir um den Winkel, den hier die Judengasse machte, so sehen wir täglich im Erkerfenster des ersten Stockes eine alte Matrone mit großer garnierter Haube entweder das Spinnrad drehen oder in frommer Andacht ein Gebet oder ein Psalmenbuch studierend. Es war dies die aus alter Zeit übriggebliebene „Edel Post“. Der Name Post war ihr im Volksmund noch beigegeben von der Zeit her, wo das Bestellgeld jedes Briefes einen Kreuzer kostete, denn der Familie dieser Matrone war vom Fürsten Thurn und Taxis das Recht zugesprochen, die Briefe für die Judengemeinde en bloc bei der Post zu erheben und an die Empfänger auszuliefern. Ich erwähne des Spinnrads, welches unsere Edel fleißig schwang, denn in der ganzen Judengasse war es Brauch, daß die Frauen, welche keinem Geschäft oblagen, ihre freie Zeit mit Spinnen verbrachten, jede brave Frau wollte nachgerühmt haben, daß sie gleich der Musterfrau im Hohen Viede sich Wolle und Flachs besorgte, um sie zu verarbeiten und ihre Kinder vor Kälte zu schützen. Gehen wir nun weiter die „Gasse hinab“ wie der volkstümliche Ausdruck lautete, so finden wir Spezerei-, Garn-, Eisen-, Töpferläden in genügender Auswahl. Auch ein Konditor hatte sich dort niedergelassen, seine Kunst erstreckte sich jedoch nur auf Zubereitung von Bregel, sog. „Bolus“, jenes von den Juden aus Portugal und Spanien importierte Gebäck, sowie auf damals sehr beliebte Zwiebel- und Heidelbeerkuchen. Nicht neben dem Konditor hatte

sich ein Schuhpußer niedergelassen. Während jetzt dieses Geschäft höchstens an den freien Plätzen von vereinzelt Dienst-
männern gehandhabt wird, gab es früher eine ganze Genossen-
schaft, die das edle und damals gar nicht einfache Handwerk be-
trieb. Die Putzwische war noch nicht erfunden, und die hohen
Schaffensstiefel, die ein jeder Mann trug, mußten mit Kleb-
ruß angestrichen und mit Gelb vom Ei lackiert werden. Es war eine
Kunst, einen Stiefel kunstgerecht schön blank zu bringen, und
nicht mit wenig Stolz sah unser Herr Schuhpußer auf die großen
Stiefel, die er sorgfältig auf einem hölzernen Stuhl als Reklame
aufgestellt hatte. An dieser Stelle hatte die Gasse wieder eine
Einbiegung. Während die linke Seite wegen des dahinter ge-
legenen Viehmarkts keine Hinterhäuser hatte, kommen wir auf der
rechten Seite auf viel größere Tiefe, die sich bis zur Dominikaner-
gasse hinzog; die Biegung fing an dem Saalbau, jenem sogenann-
ten „Chaine (Hochzeit) Haus“ an, das ziemlich tief ging und
wo noch Gewölbe und Niederlagen verschiedener Waren waren.
Auch ein Brunnen war in der Vertiefung. Es gab in der Gasse
nur zwei Brunnen, den eben besagten und einen fast am Ende
der Gasse. Die Wasserversorgung geschah durch die Junst der
Wasserträger, die tagtäglich in großen Bütteln, die die Wasser-
träger auf dem Rücken trugen, die Wohnungen bis in die obersten
Stockwerke versorgten. Fröhlich übten sie ihr Handwerk aus und
übernahmen auch, rentierte Kinder, die nicht zur Schule wollten,
in ihre Bütteln zu setzen und dem Lehrer zuzuführen. Gerade am
„Chasnohaus“ hatten sie auch ihren Standplatz. Da das Edle
überall in der Gasse gepflegt wurde, so hatte die Wasserträger-
kippe ihre Kasse, wo sie ersparte Pfennige hinsetzte, um solche
an ihrem Stiftungsfest den Armen zu verteilen. Kommen wir
wieder zu dem Chasnohaus zurück, welches auch eine kleine Syna-
goge hatte, so wurden darin die Hochzeitsfeste sieben Tage ge-
feiert und Braut und Bräutigam erfreut. Jeder war als Gast
willkommen und dadurch der Beweis geliefert, daß es ein freund-
licher Nachbar war, auf den das Brautpaar in Zeiten der Not
blicken durfte. Ein Jeder brachte ein kleines Geschenk mit, und
menn es nur ein schlichter Dreibäcker (36 Pfg.) war. Es wurden
Reden gehalten und gezeigt, daß das neue Haus auf Gott ge-
gründet wurde. Der Ring, den der Bräutigam der Braut an die
Hand steckte, war das richtige Symbol der Liebe und Treue, und
so kamen in der Gasse in 23 Jahren keine Scheidungen vor. Die
Braut hatte ihr schönes Kleid, meistens aus goldgesticktem Brokat
an, welches gewöhnlich auch bis zum Lebensende das Festgewand
blieb. In den sieben Tagen der Hochzeit fühlten sich Braut und
Bräutigam als Majestäten und wurden mit Ehren selbst von
ihren Eltern überschüttet, und so wurde das Schöne und Edle in
der Bedrängnis gepflegt. Es zeigt sich öfter in unserer Geschichte,
daß die Vorkehrung die Juden in die dunklen Stätten einengte,
um sie zu veredeln, gleichsam wie der Bauer die Saat in graue
Erde einsetzt, um aus ihr einen schönen Fruchtbaum zu gewinnen.
Nicht mit der Flinte in der Hand zieht der Jude aus und sucht
sein Recht auf der Spitze des Schwertes — mit den Liedern
seines Psalms in der Hand und dem Buch der Weisheit seines
Königs Salomo sucht er die alten Schätze zu ergründen und die
rechten Lebenspfade zu verfolgen. In der engen Stube der Juden-

gasse, die hygienisch wenig ausgestattet war, aus welcher der Vater heraustrat, sein Stückchen Brot zu verdienen, hatte er das Glück, indem er die Seinigen zu veredeln suchte, er schuf Herzen und nicht Arme zum kämpfen. Das Lösungswort beim Beginn des Sabbats „Lampe herunter, Sorgen hinauf“ lehrte ihn, daß die Seele der Ruhe und der Sammlung nach der Arbeit bedarf. Das Lichtlein, das die Mutter, nachdem sie ihr Zimmer gepuht und mit frischem Sand bestreut hatte, anzündete, war das Symbol der Zufriedenheit, die allein glücklich macht.

Nicht weit vom „Chajnohaus“ finden wir die engen Räume, in welchen im Vorderhaus die Ahnen der Firma Schwab u. Schwarzschild und im Hinterhaus die Ahnen der Firma Baruch Bonn, die später gesamt in den englischen Firmen von Spener in London und New York ausgingen. Gegenüber finden wir das Alteisenengeschäft von Gumprecht Fleisch, dessen frommer Inhaber sein gutes Herz an den späteren Stadtrat Fleisch vom hiesigen Armenamt vererbte. Nebenan eine jüdische Restauration von Emmerich Westheimer, dessen Sohn später in Paris als Vicomte Westheimer auftauchte. Hier müssen wir dem früheren Meyer Hecht, der in späteren Jahren auf die Allerheiligenstraße übersiedelte, einige Augenblicke folgen und von dessen Weisheiten erzählen. Das jüdische Nationalgericht Rükhel und Bohnen konnte sich nicht jeder herstellen in seinen engen Räumen, und so wanderte ein Heer von Dienstmädchen in die Küche von Meyer Hecht, um für die Herrschaft „Schalet schöner Götterfanten“, wie Heine sagt, zu verschaffen. Als einst Hecht in seine Küche trat und von den Mädchen empfangen wurde: „Herr Hecht, ich war zuerst da“, sagte er: „Ihr Mädchen, hier geht es nach dem Alter“, und jedes Mädchen räumte darauf gerne ihrer Nachbarin den Vorrang ein. Hechts Frau, die sich bei ihrem Manne beklagte, daß ihr ihre Dienstmädchen nicht behagten, beruhigte er, indem er sagte: „behalte das Mädchen meiter und gib ihm einen andern Namen, denn nur den Namen brauchst Du zu wechseln, Fehler hat jedes Mädchen.“ Hecht war der Vater des berühmten Eis-Roder, den er nach Paris in die Maison dorée fandte, um Kochen zu lernen. Aber die Schule, die in Paris gelehrt wurde, gefiel Hecht nicht und er sagte zu seinem Sohn: „Du hast in Paris gelernt, dich bankrott zu kochen.“ Meyer Hecht hatte das Prinzip, seine Gäste zu Beginn mit verlockenden schweren Speisen zu sättigen, so daß sie dem Menu, welches auch seine Speisen brachte, nicht mehr folgen konnten. Außer Roder hatte Hecht noch mehrere Kinder, und wir gedenken gern der guten Frau Fina Fuld, der Gattin des großen Umsterdamer Bankiers Becker (Becker u. Fuld) der Mutter des Kohlenfürsten Landauer-Fuld in Berlin, die noch bis zu ihrem Lebensende immer nach Frankfurt kam, um in einer frommen Familie dem Seder beizumohnen.

Auf der rechten Seite standen meistens Geschäftshäuser. Wir kommen zum „großen Bau“, ein Haus, welches Platz bot, auch Fremde zu beherbergen. Weiter hinunter treten wir in das Haus der frommen Schächtersfrau Jachet Bodenwies, die es sich mit ihrem sehr geringen Vermögen zur Aufgabe gemacht hatte, die armen Leute, die allmonatlich nach Frankfurt kamen, um Almosen zu sammeln, in ihren engen Räumlichkeiten zu beher-

bergen und sie mit der wenigen einfachen Kost zu sättigen. Als ihre Kinder zu ihr sagten: „Mutter, Du lädst so viel Gäste ein, haben wir denn auch genügend“, erwiderte die Edle: „Ihr habt nur zu fragen, ob Vössel genügend vorhanden sind, das Brot wird Gott schon geben.“ Wie alles Edle seine Vergeltung findet, sehen wir das erste Haus, welches in der Kaiserstraße, nahe dem neuen Bahnhof, errichtet wurde, von einem Enkel von Jachet Bodenwies, dem Inhaber der Firma Simon errichten und ebenso das erste Haus, das als Geschäftspalast auf der neuen Zeil errichtet wurde, von Enkeln der edlen Frau durch die große Firma Veit Wohlfarth errichten. Neben dem Hause von Bodenwies wohnte Reb. Salomon Geiger, der Vater von Lazarus Geiger, dem in der Stadtbibliothek ein Denkmal errichtet wurde. Ueberall bis zum Schluß der rechten Seite der Gasse findet man nur Trödelgeschäfte, an fast allen Häusern finden wir die kleinen Verkäufer von schmackhafter Ware, die wie Merle Neugaß, die guten Hartekuchenplätzchen, gebratene Nüsse und Gurken feilhielten. Nur am Ende der Gasse, wo sie sich anbiegt, in die Dominikanergasse einzubiegen, finden wir ein größeres Spezereigeschäft, bei welchem wir als junge Burschen den späteren Teilhaber der großen Brillantenfirma Gebr. Löwenstein, die eine eigene Perlenfischerei betrieb, fröhlich als Lehrburschen den Zucker und Zimmt in eiserne Mörsern zerkleinern sehen. Wenden wir uns wieder der linken Seite der Gasse zu, so finden wir Häuser, in welchen Geist und Herz ihren Wohnsitz hatten, Synagogen, wo in den engen Räumen das tief aus dem Herzen dringende Gebet den Segen auf Kinder und Nachkommen erbat. Betrachten wir die kleine Träubchen-Schule, die von einem frommen Mann als Denkmal des Dankes für Gott errichtet wurde, so finden wir in der kleinen Stube, die wenig Schmuck zeigte, an deren Wände Stühle standen, die von einem Talgllicht erleuchtet wurde und nach dem Fenster zu für den Vorbeter eine Erhöhung hatte, noch einen kleinen Tisch, an welchem von einem alten fast erblindeten Mann der Becher zu Kiddusch und Hambdolo geleert wurde. Aber in dem engen Stübchen fanden die Gebete Erhörung, so wurde da von einem Moses Schiff das Glück seiner Söhne erlehnt, darunter Jacob Schiff, der als größter Verfechter der Freiheit seiner Glaubensbrüder und als hervorragender Finanzmann, wie er mir selbst erzählte, stets freien Zutritt im Weißen Hause zu Washington, dem Sitz der großen freien amerikanischen Regierung, hatte. Wir sehen den alten Herrn Schwarzschild, Vater der Gründer der Weltfirma Schwarzschild-Ochs, freudig das Glück seiner Kinder ersehen. Gehen wir zwei Häuser weiter, so finden wir wieder eine Synagoge. Ein frommer, vom Glück begünstigter Mann, Löb Reiss vererbte sein Vermögen zum Zweck ein Progymnasium zu errichten und bestimmte, daß darin der Rabbiner der Gemeinde Freiwohnung erhalten und Talmudisten in dem Hause logiert und gespeist werden. Eine Haus-synagoge, die ihre Fortsetzung nun im Hermesweg hat, wurde errichtet und fein ausgestattet. In der ersten Reihe neben dem Stützrabbiner sehen wir einen echten Gelehrten, den Vorsteher Isaac Doctor, Vater eines Bernhard Doctor, den ersten Redakteur der Frankfurter Zeitung unter Leopold Sonnemann, nebenan Maler Oppenheim, den Mann, der es verstand, seine Gefühle, die er

im Vaterhaus von idealem Familienleben empfing, durch seinen Pinsel zu übertragen. Ein Freitagabendgottesdienst verkündete, daß in den Herzen der Besucher voller Frieden und Seelenruhe herrschte. Die ganze Synagoge zeigte sich im Schabboslicht, war frisch gepußt und mit Sand bestreut. An dem Usmemor brannten die gelben Gedächtniskerzen, und um den Dunst zu vertreiben, hatte der würdige Mener Goldschmidt, der Gründer der FIRM Gebr. Goldschmidt, kleine Rauchkerzen aufgestellt. Die imposante Gestalt in weißer Binde und frischem Kragen verriet so recht die heilige Schabbosstimmung und sorgte für musterhafte Ordnung in der Synagoge. Den Kantor spielte ein Schuhmacher der Judengasse namens Junz, der seinen Schusterhammer am Freitag Abend ruhen ließ und dafür das schöne Lied von Rabbi Juda Halevi gefühlvoll und mit angenehmer Stimme dem andächtigen Publikum vortrug. Die Frauen, die würdig ihr Gebet in der Frauenschule verrichteten, beglückten am Schluß der Synagoge mit ihrem Gut Schabbos-Gruß, und nun ging es nach Hause, wo der Vater Frau und Kinder segnete und mit dem Becher des Dankes und der Zuversicht die Sabbatbrote, die von der Frau unter Absonderung der Challo selbst gebacken waren, gereicht werden. An der Tafel fehlte es nicht an Leckerbissen und an den schönen braunen Karpfen, und Tischgesang verherrlichte den freudvollen Tag.

Ein Haus weiter finden wir den Gründer der großen Kaffeefirma Rapp, die in den Jahren 1850—1870 eine führende Rolle einnahm. Die Räume wuchsen, wenn der Hausherr mit seinem Heer von Armen, das er von seiner nicht weit entfernten Klaus-Synagoge mit nach Hause brachte, eintrat. Dem imposanten Mann waren keine Kosten zu groß, die die Bewirtung der Armen verlangte, ebenso wie an den Werktagen seine großen weißen Westentaschen mit Sechskreuzerstückchen gefüllt waren, um den Armen sofort Unterstützungen zu spenden. Gehen wir zwei Häuser weiter, so finden wir das Geburtshaus Bö r n e s. Wieder wechseln Trübelgeschäfte ab, bis wir an eine Synagoge kommen, deren Gründung nach Wien führt. Der Gründer, ein Herr Wertheimer, hatte das Haus zu ähnlichen Zwecken wie der sel. Löb Reiz gestiftet. An diesem Haus war eine Einbteugung, in welcher der zweite Brunnen der Gasse stand. In den Parterreräumen war eine Männer- und Frauensynagoge, die, da diese Stiftung nicht so gut dotiert war, nicht so fein ausgestattet war. Hier verrichtete der fromme sel. Baron Wilhelm von Rothschild, als er als junger Mann nach Frankfurt kam, dreimal täglich seine Gebete. Nahe beim Vorbeter hatte er sich eine Stelle herrichten lassen, wo er sein frommes Gebet ungestört zur Vorsehung senden konnte. Im ersten Stock des Hauses wohnte der sogenannte Klausrabbiner, dessen Frau nach dem Tode ihres Mannes; her viel älter als sie war, die bekannte Silberfirma Lazarus Rosen Wwe. errichten konnte. Ein größeres Zimmer im ersten Stock bot Platz, daß eine Vereinigung frommer Männer allabendlich zum Thorastudium zusammenkommen konnte. Ein schöner frommer Geist herrschte in dem Lokal, wo man bei kleinem Lampenlicht fröhlich und in Gottvertrauen studierte. Als im Jahre 1848 die Weltorgen auch an die kleine Schaar herantraten, fragte sie ihren weisen Lehrer, was sie tun sollten, worauf dieser er-

widerte: „Wir lernen weiter. Die Vorsehung, die uns aus so vielen Nöten befreit hat, wird auch über diese Prüfung hinweg-
helfen.“ Neben diesem Haus befand sich ein Brachtbau, ganz aus
Steinen und mit eisernen Läden, welcher von einem Bankier
Spiro bewohnt wurde. Es reihen sich nun lauter Häuser von
Trödlern und Handwerkern ohne besondere Bedeutung an. Aber
wo so Schönes gedeiht, zeigen sich auch Auswüchse, und wir
kommen an ein stets verschlossenes Haus, wo ein überstudierter
Doktor der Rechte wohnte. Er ließ niemand in sein Haus, das
nur eine Stätte der Unordnung und des Schmutzes war. Der
Besitzer war als Advokat im Adreßbuch eingetragen, und als eine
auswärtige Firma im Adreßbuch noch einem Anwalt suchte, da
fiel ihr der Name Dr. Erier auf. Die Firma sandte ihre Wech-
selforderung an Erier ein und bat um Vertretung ihrer Rechte.
Erier warf den Brief und Wechsel zu seinen aufgespeicherten
wertlosen Papieren und ließ die vielen Briefe des Hauses, das
um seine Vertretung bat, unbeantwortet. Da wir gerade von den
Auswüchsen und Sonderlingen sprechen, so dürfen wir den Son-
derling A. von Scheyer nicht vergessen. Er war aus guter Familie
und ernährte sich redlich durch Verkauf von Lotterielosen. Er war
nur eine Nacht verheiratet und verließ seine junge Frau, die ihn
wegen seiner geordneten pekuniären Verhältnisse heiratete, indem
er sofort ins Ausland floh. Als Scheyer nach vielen Jahren zu-
rückkehrte und der Scheidungsprozeß angestrebt war, ermüdete er
dem den Scheidungsprozeß führenden Richter auf die Frage, warum
er Scheidung wünsche „sie hat mir ja die Nachtmühe verleiht.“
Gut, daß die Gasse nicht viele solcher Auswüchse zu verzeichnen
hatte. Wir finden weiter einige größere Häuser, die Notablen ge-
hörten und später als Wirtschaften dienten. An den kleinen Häu-
sern, die jetzt folgen, und die von Handwerkern bewohnt waren,
müssen wir einen Augenblick stehen bleiben. Da steht das enge
Häuschen des Schuhmachers Junz, dessen Sohn später jahrelang
als Prokurist der Firma B. H. Goldschmidt eine Rolle spielte.
Als im Jahre 1848 überall Militäreinquartierung stattfand, erhielt
unser freundlicher Meister auch einen Soldaten, der abends be-
trunken nach Hause kam. Junz sah sich genötigt, die gemischte
Militärpatrouille zur Entfernung seines trunkenen Soldaten an-
zurufen. Gerne bereit diesem Besuch nachzukommen, stolperte die
Patrouille die enge dunkle Treppe hinauf, aber leider mußte Junz
bald einsehen, daß er statt eines sieben volle Soldaten vor sich
hatte, die vor Trunkenheit die Treppe nicht mehr finden konnten.
Wir finden dann an der linken Seite der Gasse nur zwei kleine
Wirtschaften, die mächtig beschäftigt waren und sind nun am
Schlachthaus angelangt. Hier mußte alles Vieh geschlachtet
werden, welches Montags für die ganze Stadt eingetrieben wurde,
und das Fleisch wurde in den kleinen Schirnen, die auf dem
Judenmarkt ihren Eingang hatten, zum Verkauf gebracht. Das
Schlachthaus hatte noch einen Ausgang in der engen Straße, die
zum Viehhof führte. So enge die schmale Straße war, so führte
solche zum Viehhof, wo alles Vieh, das die Stadt benötigte, zum
Verkauf kam. Nicht am zweiten Ausgang des Schlachthauses teilten
sich die engen Straßen. Ein Drittel führte zum Viehhof, ein
Drittel der Straße, Judenmauer genannt, wo auch bis in späteren
Zeiten die Gemeinde ein großes Grundstück, genannt „Zum roten

Hof" besaß, und ein Drittel der Straße führte zu dem sogenannten Gemeindefospital. Dieses Hospital entbehrte jeglicher hygienischer Einrichtungen, hatte auch eine Haussynagoge und einen Garten, der natürlich sehr beengt war, aber Luft und Licht von dem angrenzenden jüdischen Friedhof erhielt. Alle Kranken wurden, ob mit ansteckenden Krankheiten oder körperlichen Verletzungen eingeliefert, in den „Sekbisch Rock“, der jedem passen mußte, gesteckt und im dem ziemlich großen Saal untergebracht. In ganz alter Zeit übte hier Mayerchen Wärter seine ärztliche Kunst. Mayerche Wärter schöpfte seine medizinische Wissenschaft nicht an einer Universität, sondern beobachtete genau die Urinflaschen der Patienten, was ihm eine gewisse Kenntnis verschaffte. Auch der grüne Doktor, der wegen seiner Erfahrungen von Fürst Metternich zur Heilung seiner Frau gerufen wurde, soll dort seine praktisch erlernte Kunst ausgeübt haben. Damit sind wir mit der Gasse selbst zu Ende . . .

